

## Fortsetzung der „Psychologischen Streitpunkte“.

Von  
THEODOR LIPPS.

### IV. Zur Frage der geometrisch-optischen Täuschungen.

Schon im 19. Bande *dieser Zeitschrift* hat WITASEK vermeintlich gezeigt, daß jede Erklärung der geometrisch-optischen Täuschungen, in welcher diese auf Urteilstäuschungen zurückgeführt werden, daß demnach auch meine Theorie der geometrisch-optischen Täuschungen prinzipiell unmöglich, ja gar nicht ausdenkbar sei. Außerdem sei sie mit gewissen von ihm festgestellten Tatsachen schlechterdings unverträglich. Diese vermeintliche Widerlegung meiner Theorie hat dann VITTORIO BENUSSI im 29. Bande *dieser Zeitschrift* durch Aufzeichnung weiterer Tatsachen vollendet. In Wahrheit habe ich beiden Forschern für die schlagende Bestätigung, die sie durch ihre sorgfältigen experimentellen Untersuchungen meiner Theorie haben angedeihen lassen, dankbar zu sein.

WITASEK beginnt mit allgemeinen erkenntnistheoretischen Erwägungen. Sie ergeben das zweifellose Resultat, daß meine Theorie nicht zu WITASEK's Begriffen paßt. Dies bedaure ich aufrichtig. Ich gehe aber hier nur auf Dasjenige ein, worum es sich in diesem Zusammenhange eigentlich handelt.

In gewissen Täuschungen scheint eine gerade Linie gekrümmt oder geknickt. Die fraglichen Täuschungen sind, allgemein gesagt, Täuschungen über die Form. Andere Täuschungen betreffen die Richtung. Was nun ist Form? Was ist Richtung? Was ist Geradheit? Was ist vertikale oder horizontale Lage? Offenbar ist volle Klarheit über diese und ähnliche Begriffe die erste Voraussetzung, wenn über die Natur der geometrisch-optischen Täuschungen ein Entscheid gefällt werden soll.

Nach WITASEK wäre die Antwort auf die Frage, was Geradheit sei, einfach: Geradheit wird gesehen. Dies nun trifft bei mir nicht zu. Ich sehe die Geradheit nicht. Ich sehe nicht einmal die Linie. Sondern ich sehe — mein Sehfeld. In ihm ist die Linie mit enthalten. Sie wird implizite mitgesehen. Soll sie explizite, als dies bestimmte von seiner Umgebung verschiedene Objekt, für mich da sein, so muß ich sie erst „explizieren“ oder für sich stellen. Ich muß sie apperzeptiv isolieren.

Dies tue ich sukzessiv. Ich beginne etwa am einen Ende der Linie und durchlaufe sie bis zum anderen Ende; nämlich apperzeptiv, oder mit der „Aufmerksamkeit“. Ich hebe in stetigem Zuge Teil um Teil heraus; so zwar, daß ich das mit jedem Schritt der Apperzeption Gewonnene in jedem folgenden Schritt festhalte. So gewinne ich schließlich die Linie. Ohne dies würde ich von der Linie ebensowenig wissen, als ich in jenem Vexierbild mit der Unterschrift „Wo ist die Katze?“ von der Katze weiß, solange es mir nicht gelungen ist, die Katze apperzeptiv herauszulösen.

Ich sehe, so sage ich, die Linie nicht. Dabei setze ich voraus, daß unter dem „Sehen“ das optische Empfinden gemeint ist. Versteht man unter dem Sehen das Wahrnehmen, dann allerdings wird die Linie gesehen. Doch ist dabei wieder vorausgesetzt, daß das „Wahrnehmen“ das apperzeptive Verarbeiten des Empfundenen, insbesondere die Schaffung gesonderter Objekte aus dem gegebenen Empfindungsmaterial, miteinschließt. Dieser Unterschied gehört zum *ABC* der Psychologie.

In jenem sukzessiven Herausapperzipieren ist nun sofort dies mitgegeben: Die Linie entsteht für mich. Die Linie *AB* etwa entsteht für mich in der Richtung von *A* nach *B*, wenn ich die apperzeptive Heraushebung bei *A* beginne, oder, wie wir kurz zu sagen pflegen, wenn ich die Linie von *A* aus betrachte. Sie entsteht durch mein apperzeptives Tun; kurz durch mich. Ich lasse sie entstehen. Zugleich entsteht sie doch auch wiederum nicht durch mich. Mein Tun ist kein willkürliches, sondern ein objektiv bedingtes oder begründetes. Die Bewegung, durch welche die Linie entsteht, ist an ihre Beschaffenheit gebunden. Die Linie weist mich, vermöge derselben, von einem Ende zum anderen. Sie fordert die apperzeptive Bewegung. Das Entstehen liegt also in ihr. Es liegt in ihr dies räumliche Werden. Es ist ihre Sache. Dies besagen die Jedermann geläufigen



Wendungen: Die von *A* aus betrachtete Linie erstreckt sich, dehnt sich, verläuft von *A* nach *B*. Dies tut sie in der Tat — nicht an sich, aber für meine Betrachtung, nicht als Gegenstand meiner Gesichtsempfindung, aber als Objekt meiner Auffassung. Sie tut dies, so gewiß sie bei umgekehrter Betrachtung von *B* nach *A*, und, falls ich sie von der Mitte aus betrachte, von der Mitte aus gleichzeitig nach *A* und nach *B*, sich erstreckt, sich ausdehnt, verläuft. Die in jeder Linie für mich liegende Bewegung ist ihrem letzten Ursprung nach jederzeit meine durch die Linie gegebene oder an sie gebundene, also ihr zugehörige apperzeptive Bewegung. — Hier sind wir zugleich auf den fundamentalsten Akt der „Einfühlung“ in räumliche Formen gestoßen.

Und nun zur Geradheit. Ich sagte, ich sehe auch nicht die Geradheit der Linie. Dies ist selbstverständlich, wenn ich die Linie nicht sehe. Die Geradheit ist ja eine „Eigenschaft“, die der Linie als solcher, oder für sich, nicht etwa dem Sehfeld zukommt.

Sondern die Geradheit der Linie ergibt sich ebenso wie die Linie in meiner Apperzeption. Sie ist ein Merkmal nicht der gesehenen Linie, sondern der apperzipten, oder der Linie als apperzipten.

Sagen wir dies etwas genauer. Von vornherein leuchtet ein, daß der Begriff der geraden Linie ein Verhältnissbegriff ist. Er betrifft das Verhältniss der geraden Linie zu dem, was außer ihr ist, zu ihrem Rechts und Links. Eine Linie für sich ist weder gerade noch krumm. Gesetzt, es gäbe nur einen linearen Raum, so hätten die Worte „Gerade“ und „Krumm“ keinen Sinn. Die Linie kann gerade oder krumm sein nur in der Fläche, die Fläche nur im Raum von drei Dimensionen. Dieser wiederum wäre gerade oder krumm in einem Raum von vier Dimensionen.

Die gerade Linie kann definiert werden als die durch ihre Form eindeutig bestimmte Verbindungslinie zweier Punkte, oder einfacher, als der durch seine Form eindeutig bestimmte räumliche Fortschritt.

Aber es handelt sich hier nicht um die mögliche begriffliche Definition, sondern um die Aufzeigung der Elemente, die für unser Bewußtsein die Geradheit konstituieren. Worin nun aber diese bestehen, kann nicht zweifelhaft sein. Ich vergegenwärtige mir das Element der Linie, das einfache Aneinander zweier,

natürlich nicht mathematischer Punkte. Ich gehe von einem Punkte  $A$  zu einem Punkte  $B$ . Von da kann ich dann zu einem dritten Punkte  $C$  in verschiedenen „Richtungen“ fortgehen. Jedesmal entsteht eine Linie  $ABC$  von bestimmter „Form“. Diese „Form“ ist das räumliche Verhältnis von  $AB$  zu  $BC$ . Aber nicht das räumliche Verhältnis innerhalb der Linie  $ABC$  selbst, sondern durch den umgebenden Raum hindurch.  $AB$  und  $BC$  schließen einen „Winkel“ ein. Indem ich sie durch den Winkel hindurch aufeinander beziehe, entsteht mir die Form.

Gesetzt nun, der Fortschritt  $ABC$  ist kein gerader. Dann gibt es neben diesem Fortschritt  $ABC$  einen Fortschritt  $ABC'$ , der dieselbe „Form“ hat, aber durch seine Lage von dem Fortschritt  $ABC$  sich unterscheidet. Der Fortschritt  $ABC'$  geschieht nach einer anderen Richtung oder „Seite“. Und nun vergleiche ich diese „Seite“ mit der gegenüberliegenden. Ich finde dann:  $ABC$  verhält sich nach beiden „Seiten“ hin verschieden. Nach der einen Seite schließt  $AB$  und  $BC$  einen bestimmten Winkel ein. Dagegen findet sich auf der anderen Seite einmal derselbe Winkel oder dieselbe Raumausbreitung und daneben noch ein Winkel.

Damit nun ist zugleich der gerade Fortschritt über  $B$  hinaus charakterisiert. Ist der Fortschritt  $ABC$  ein gerader, so gibt es außer ihm keinen der Form nach gleichen Fortschritt über  $AB$  hinaus, der eine andere Lage hat oder nach anderer „Seite“ geht. Sondern  $ABC$  fällt mit dem ihm gleichen oder zu ihm symmetrischen Fortschritt  $ABC'$  zusammen.  $ABC$  hat also nach beiden Seiten dieselbe Form oder es verhält sich in ihm das  $BC$  zum  $AB$  nach beiden Seiten hin gleich.  $AB$  und  $BC$  verhalten sich zueinander gleich durch den beiderseitigen Raum hindurch. Kurz, sie verhalten sich gleich hinsichtlich ihres Rechts und Links.

Dies müssen wir nun, wenn die gerade Linie größere Ausdehnung besitzt, übertragen auf die Linie in ihrer ganzen Ausdehnung. Jeder neue Fortschritt verhält sich zum Vorangehenden nach beiden Seiten oder durch den beiderseitigen Raum hindurch gleich. Die gerade Linie ist die Linie der Gleichheit dieses überall gleichen Verhältnisses.

Und so beurteilen wir die Geradheit. Wir tun es — nicht, indem wir die gerade Linie lediglich für sich betrachten, sondern indem wir sie in Beziehung setzen zu ihrem Rechts und Links.



Dabei gewinnen wir das Bewußtsein, sie gehe zwischen den möglichen, hinsichtlich ihrer Form einander gleichen, nach rechts und links abweichenden Fortschritten „gerade durch“, d. h. sie verhalte sich nach beiden Seiten zu ihrer Umgebung und durch diese hindurch nach rechts und links gleich. Das Bewußtsein der Geradheit ist dies Bewußtsein dieser Gleichheit räumlicher Verhältnisse. Es ist allgemeiner gesagt das Bewußtsein eines Verhältnisses zwischen räumlichen Verhältnissen.

Damit ist zugleich gesagt, daß das Bewußtsein der Geradheit so wenig Sache der Empfindung ist, wie irgend welches Gleichheitsbewußtsein, etwa das Bewußtsein der Gleichheit der Farbe der Linie. Ich empfinde gewiß, wenn eine Linie gleich gefärbt ist, in jedem Punkte derselben die gleiche Farbe. Aber es wäre übel, wenn jemand dies beides nicht zu unterscheiden wüßte: Empfindung der gleichen Farbe, und „Empfindung“ der Gleichheit der Farbe.

Wie zur Erkenntnis der Gleichheit der Farbe, so bedarf es aber auch zur Erkenntnis der Geradheit keines bewußten Vergleichens. Das Vergleichen besteht zunächst in gleichzeitigem Apperzipieren. Daraus ergibt sich von selbst und mit psychologischer Notwendigkeit ein Sichaneinandermessen des gleichzeitig Apperzipierten. Was einmal gleichzeitig apperzipiert ist, kann nicht umhin, Eines zum Anderen in Beziehung zu treten, und zu erproben, ob es als selbständiges Objekt der Apperzeption sich behauptet, oder ob, mehr oder minder, Eines mit dem Anderen für die Auffassung oder Apperzeption Eines oder ein Einziges wird. Dies meine ich mit dem „Sichaneinandermessen“. Das Ergebnis ist das Bewußtsein der Gleichheit oder Ungleichheit.

Und dabei nun ist es völlig gleichgültig, ob wir geflissentlich oder ungeflissentlich die gleichzeitige Apperzeption vollziehen, ob wir demnach mit bewußter Absicht das Aneinandermessen herbeiführen, oder ob es nur einfach geschieht. Im ersteren Falle wird man sagen, daß man bewußt „vergleiche“. Und man wird das Ergebnis als Gleichheits- oder Ungleichheitsurteil bezeichnen. Im anderen Falle meint man vielleicht, es finde kein Vergleichen statt. Und man weigert sich demgemäß, das Ergebnis mit dem Namen eines Urteils zu belegen. Dies



ändert doch an der Sache nichts. Der Prozeß und das Ergebnis bleibt im wesentlichen der gleichen Art.

Demgemäß ist es auch eine nebensächliche Frage, ob man das Bewußtsein der Geradheit als Gleichheitsurteil und den psychischen Prozeß der Entstehung dieses Apperzeptionserlebnisses als ein Vergleichen bezeichnen will. Auch hier wird an der Sache dadurch nichts geändert. Nur darauf müssen wir bestehen: Jenes Bewußtsein ist ein Erkennen. Ich empfinde die Linie nicht, sondern ich erkenne sie als eine Gerade. Vielleicht entschließt man sich auch zu sagen: Ich beurteile sie als eine solche.

Die Geradheit der Linie ist eine Form dieser Linie. Formen nun sind jederzeit Beziehungen oder Relationen der Teile oder Elemente eines Objektes zueinander, oder sie sind Relationen des Objektes zu Anderem. Alle Relationen aber sind — nicht Sache der Empfindung, sondern Apperzeptionserlebnisse. Und objektive, d. h. in dem Empfundenen selbst gegebene Relationen sind Weisen, wie das Empfundene mich in meinem Apperzipieren, insbesondere in meinem apperzeptiven Zusammenfassen und Zusammenfesthalten, bestimmt. Darüber bitte ich meine Schrift über „Einheiten und Relationen“ zu vergleichen.

Wie es nun aber damit sich verhalten mag: In jedem Falle ist mit der Einsicht, das Bewußtsein der Geradheit sei ein Gleichheitsbewußtsein, das Verständnis der geometrisch-optischen Täuschungen, welche die Form der geraden Linie betreffen, ohne weiteres gegeben. Ich kann mich stärker ausdrücken und sagen: Es ist selbstverständlich, daß solche Täuschungen stattfinden müssen.

Jedermann weiß, das Gleichheitsbewußtsein kann abgelenkt werden. Es ist dazu nur erforderlich, daß an dem Gleichen für mich eine Bestimmung irgend welcher Art haftet, die Ungleichheit in sich schließt.

Eine Stelle eines schwarzen Gegenstandes etwa sei hell, ein Teil eines weißen Gegenstandes wenig beleuchtet. Die resultierende Helligkeit sei dieselbe. Dann erscheint mir doch das Schwarz dunkler. Ich weiß eben, es ist schwarz, und schwarz ist dunkler als weiß. Dies Wissen modifiziert das Vergleichsergebnis.

Oder ich sehe zwei vom Auge verschieden weit entfernte Linien gleich groß. Ihre Gesichtsbilder haben gleiche Aus-

dehnung. Aber ich habe das Bewußtsein der verschiedenen Entfernung. Und Erfahrung sagt mir, daß das weiter Entfernte bei gleicher GröÙe des Gesichtsbildes tatsächlich größer ist: Demgemäß scheint mir, völlig zwingend, die entferntere Linie größer. Ich glaube sie größer zu sehen.

Dies sind keine geometrisch-optischen Täuschungen. Aber die letzteren gehorchen genau dem gleichen Prinzip.

Indessen Täuschungen über die Form der geraden Linie sind hier nicht der eigentliche Gegenstand meines Interesses. WITASEK und BENUSSI beschränken sich bei ihren Betrachtungen über die Natur der geometrisch-optischen Täuschungen auf die Richtungstäuschung, der wir angesichts der ZÖLLNER'schen Figur unterliegen. Dies ist nicht zweckmäßig. Es kann allzu leicht geschehen, daß die für einen einzelnen Fall zurecht gemachte Theorie durch die anderen Fälle widerlegt wird. Eine Theorie gibt doch immer ein allgemeines Gesetz. Sonst ist sie keine Theorie. Und ein Gesetz muß sich als gültig erweisen in allen Fällen, auf die es seiner Natur nach anwendbar ist. Sonst ist es kein Gesetz. Das sollten alle diejenigen bedenken, die für einzelne geometrisch-optische Täuschungen sich eine Theorie zurecht machen.

Bei der ZÖLLNER'schen Täuschung handelt es sich wie gesagt, um die Richtung, jetzt fragt es sich: Was ist die Richtung? Was ist insbesondere Vertikalität, Horizontalität, Schrägheit? Wenn ich nicht irre, so meint WITASEK dies alles wiederum zu „sehen“. Ich erwidere auch hier: Ich sehe, d. h. empfinde nichts dergleichen. Es ist aber hier die Unmöglichkeit der Berufung auf Empfindung womöglich noch einleuchtender, als bei der Geradheit.

Ich sehe nicht die Vertikalität einer Linie, sondern ich beurteile die Linie als vertikal. Ich erkenne sie als solche, d. h. ich finde an die gesehene und apperzeptiv herausgehobene Linie solche von dem Gesehenen selbst verschiedene aber untrennbar daran gebundene Merkmale oder Bestimmungen, die für mich die gerade Linie charakterisieren.

Solches Erkennen scheint W. allen Ernstes mit dem Benennen zu identifizieren. Das wäre ein übles Versehen. Gewiß weiß ich, wenn ich die gerade Linie als solche erkenne, daß sie den Namen einer geraden trägt oder beanspruchen darf. Aber woher weiß ich dies? Warum erkenne ich ihr den Namen zu.



Natürlich darum, weil ich die Linie als denjenigen gleichartig erkenne, die ich sonst durch diesen Namen ausgezeichnet habe, kurz, weil ich sie damit identifiziere. Indem ich dies tue, erkenne ich der Linie auch denselben Namen zu. Ohne dies sachliche Identifizieren wäre die gleiche Benennung ein Akt der Willkür.

Gesetzt dagegen, ich kann eine Linie mit den Linien, die ich als vertikale zu bezeichnen pflege, nicht identifizieren, so — unterscheide ich sie von ihnen. Die Linie ist für mich eine andere, eine nicht vertikale. Ich kann sie aber mit jenen nicht identifizieren, wenn ich an ihr Merkmale finde, die von den Merkmalen, die sonst für mich die gerade Linie charakterisieren, abweichen. Und gesetzt, ich finde an der Linie Merkmale, die für mich die schräge Linie charakterisieren, so identifiziere ich sie mit den schrägen Linien. Die Linie ist für mich jetzt eine schräge.

Dies wird man selbstverständlich finden. Nun, ebenso selbstverständlich sind die Täuschungen über die Vertikalität einer Linie. Freilich, die Empfindung der Vertikalität kann durch keine zur Empfindung hinzutretenden Merkmale oder Kennzeichen in eine andere Empfindung umgewandelt werden. Aber eine solche Empfindung der Vertikalität gibt es eben nicht. Die Vertikalität besteht nun einmal einzig und allein in Merkmalen, die zur Empfindung hinzutreten. Besser gesagt, das Bewußtsein derselben besteht im Bewußtsein solcher.

Was soll ich denn empfinden, wenn ich die Vertikalität empfinde? Was charakterisiert die Vertikalität für meine Empfindung? Die einfache Stellung dieser Frage hätte WITASEK's Polemik unmöglich gemacht. Die vertikale Linie bildet sich auf anderen Punkten der Netzhaut ab als die schräge. Aber doch nur unter der Voraussetzung, daß ich sie bei einer bestimmten, nämlich der aufrechten Kopfhaltung betrachte. Hänge ich den Kopf zur Seite, so bildet sie sich auf denselben Punkten der Netzhaut ab, auf denen vorher die schräge Linie sich abbildete. Es sind überhaupt die peripherischen Vorgänge jetzt in jeder Hinsicht genau diejenigen, die stattfinden, wenn ich die schräge Linie bei aufrechter Kopfhaltung betrachte. Und doch bleibt auch bei schräger Kopfhaltung die vertikale Linie für mich eine vertikale. Ich fahre fort, sie als vertikale zu beurteilen.

In der Tat ist die vertikale Linie zunächst eine „gerade“



Linie. Und zwar ist sie dies in einem ganz besonderen Sinne. Nicht nur in dem Sinne, daß die Vertikalität die Geradheit in sich schließt. Sondern die Vertikalität ist in sich selbst eine eigene Art der Geradheit. Sie verhält sich zur Geradheit überhaupt, wie sich zum relativen Rechts und Links, d. h. zum Rechts und Links von der Linie aus, das absolute Rechts und Links, d. h. mein Rechts und Links verhält. Die vertikale Linie verhält sich zu diesem Rechts und Links gleich. Damit steht sie zugleich in einer spezifischen Beziehung zum absoluten, d. h. zu meinem Oben und Unten.

Das „absolute“ Rechts und Links ist, genauer gesagt, das Rechts und Links meines aufgerichteten Körpers, oder der Bewegungen desselben. Ebenso ist das absolute Oben und Unten das Oben und Unten meines aufgerichteten Körpers. Jenes und dieses erlebe ich unmittelbar, d. h. ich erlebe unmittelbar die Eigenart der Bewegungen des Körpers, der Hände, des Kopfes, der Augen nach rechts, und die davon verschiedene Eigenart der Bewegungen nach links. Ich erlebe ebenso die Eigenart der Bewegung nach oben, des Sichaufrichtens des Körpers und Kopfes, und die davon verschiedene Eigenart des Herabsinkens. Ich kenne auch das Gleichgewicht nach Rechts und Links, wenn ich in aufrechter Stellung mich befinde und verharre.

Und indem ich nun meinen Körper in den umgebenden Raum einordne, oder das, was meinen Körper umgibt, zu diesem in räumliche Beziehung setze, kommt auch in diesen Raum der Gegensatz des Rechts und des Links, des Oben und des Unten. Rechts ist das, dem meine nach rechts, links dasjenige, dem meine nach links gestreckte Hand sich nähert, oben ist dasjenige, was meinem Kopf näher ist, oder zu dem ich aufgerichteten Kopfes emporblicke, unten dasjenige, das ich durch die Bewegung nach unten mir oder meinem Blicke nahe bringe.

Und die vertikale Linie nun ist diejenige, die von „unten“ nach „oben“ bzw. umgekehrt verläuft und gegen das Rechts und Links neutral sich verhält. Ihre Vertikalität ist diese Beziehung zum absoluten Oben und Unten, Rechts und Links. Sie ist diese Beziehung zu meinem Körper. In dieser Beziehung ist das erste Merkmal oder Kennzeichen der Vertikalität gegeben.

Aus diesem ersten Merkmal der vertikalen Linie ergibt sich

aber sofort ein zweites. Jenes Gleichgewicht zwischen Rechts und Links erlebe ich, indem ich mich aufrichte. Mein eigenes „gerades Durchgehen“ zwischen Rechts und Links ist ein Sichaufrichten. Dementsprechend erscheint auch die Vertikalität der Linie als ein Sichaufrichten.

Dies muß doch noch etwas genauer gesagt werden. Es ist in mir eine Tendenz des Gleichgewichtes oder des zum Gegensatz des Rechts und Links neutralen Verhaltens in allen meinen Bewegungen, des Körpers, des Kopfes und der Augen. Dieser Tendenz nun widerstreitet die schräge Linie. Indem ich sie betrachte und ihr betrachtend folge, finde ich mich aufgefordert zu asymmetrischen Bewegungen der Augen, weiterhin des Kopfes und schließlich des Körpers. Ich fühle eine Nötigung, die Linie mutet mir fühlbar zu, wie mit der Aufmerksamkeit, so auch mit den Augen und weiterhin mit dem Kopfe und endlich mit dem Körper ihrem Verlaufe zu folgen. Ich fühle mit einem Worte mich körperlich in die Bewegung der schrägen Linie; etwa nach rechts oben, andererseits nach links unten oder nach links oben, andererseits nach rechts unten, jener natürlichen Tendenz entgegen, hineingezogen.

Dagegen liegt in der Betrachtung der vertikalen Linie keine solche Zumutung. Sie fordert mich auf, sie so wie es mir natürlich ist, also in völligem Gleichgewichte des Rechts und Links zu betrachten. Und darin liegt zugleich die Aufforderung zu Bewegungen von unten nach oben, zunächst der Augen, dann weiterhin wiederum des Kopfes und Körpers. Es liegt in ihrer Betrachtung für mich die Aufforderung zu der nur natürlichen Aufrichtung des Kopfes und damit zugleich zu einer Streckung des Körpers in vertikaler Richtung. Ich fühle mich, indem ich betrachtend in ihr bin, von einer Tendenz des Sichaufrichtens erfüllt. Ich fühle in ihr, oder an sie, sofern sie eben von mir aufgefaßt wird, gebunden, das Sichaufrichten. Ich sagte oben, jede Linie entsteht in meiner Betrachtung, sie erstreckt sich, verläuft. Jetzt sehen wir, wie in der vertikalen Linie das Entstehen genauer als ein Sichaufrichten sich bestimmt. Darin liegt eine weitere „Einfühlung“.

Diese Einfühlung verfolge ich nicht weiter. Wie es immer mit dem hier Gesagten sein mag. In jedem Falle ist die vertikale Linie die aufrechte, d. h. die sichaufrichtende. Sie ist für die umgekehrte Betrachtung die Linie des Herabsinkens oder



des Nachgebens gegen die Schwere. Sie ist, kurz gesagt, die Linie des Steigens und des Fallens. Auch darin liegt ein an die vertikale Linie unabtrennbar gebundenes Merkmal. Dasselbe steht zugleich mit jenem ersten Merkmal im unmittelbarsten Zusammenhang.

Dazu kommt endlich noch ein drittes Merkmal, das für mich ebenso unweigerlich zur vertikalen Linie gehört. Sie schließt mit der horizontalen nach beiden Seiten denselben, also einen rechten Winkel ein.

Alle die bezeichneten Merkmale sind Merkmale im gleichen Sinne: Sie sind zu dem Gesichtsbild der Linie, das für sich betrachtet weder vertikal noch schräge, noch irgend etwas dergleichen ist, hinzutretende Bestimmungen, nach welchen ich dasselbe als vertikal beurteile. Die vertikale Linie ist für mich die zum absoluten Rechts und Links gleich sich verhaltende; sie ist ebenso die Linie des absoluten Steigens und Fallens; sie ist endlich nicht minder die zur Horizontalen senkrechte.

Dies heißt nicht, daß diese Merkmale sich gleich stehen. Das erste Merkmal ist das durch die Linie, so wie sie objektiv gegeben ist, zunächst mitgegebene. Die in der Linie liegende Bewegung des Sichaufrichtens oder Herabsinkens ist „eingefühlt“, sie entstammt einer subjektiven oder psychologischen Notwendigkeit. Und es gehört endlich zur vertikalen Linie zwar dies, daß sie zur horizontalen senkrecht steht, aber es gehört nicht zu ihrem Wesen, daß eine horizontale Linie da ist, zu der sie senkrecht steht. Die beiden letzteren Merkmale sind, wenn man will, sekundäre.

Dies hindert nicht, daß von allen diesen Merkmalen das oben Gesagte gilt. Finden sie sich nicht, sondern an ihrer Stelle andere Merkmale, die sie ausschließen und erfahrungsgemäß einer Linie von anderer Richtung angehören, und diese für mich charakterisieren, so ist eben dadurch die Linie für mich keine vertikale mehr, sondern sie ist eine Linie dieser anderen Richtung.

Nun kann es aber geschehen, daß ein Kennzeichen der vertikalen Linie da ist, ein anderes dagegen nicht, sondern an seiner Stelle das entsprechende Kennzeichen einer anderen Richtung. Dann ist die Linie für mich notwendig eine solche, die hinsichtlich ihrer Richtung zwischen beiden steht. Ich er-



kenne in ihr eine solche oder identifiziere sie mit ihr. Dabei bleibt freilich immer das primäre Merkmal das in erster Linie bestimmende.

So kann zunächst das dritte Merkmal der vertikalen durch das entsprechende Merkmal der schrägen Linie ersetzt sein. Ich fahre mit der Zahnradbahn den Rigi hinauf. Während der Fahrt scheinen die Telegraphenstangen und die Häuser, z. B. der Bahnhof von Rigi-Kaltbad, sehr stark geneigt. Ich frage: Sehe d. h. empfinde ich hier etwa die vertikale Linie anders als sonst? Ist der Empfindungsprozeß durch die Fahrt modifiziert? Jeder gibt sofort die richtige Antwort. Die Richtung, in welcher ich mich fortbewege, und demnach auch die damit identische Richtung der „horizontalen“, d. h. bei horizontaler Fortbewegung des Eisenbahnzuges horizontal stehenden Linien des Eisenbahnwagens, in dem ich sitze, scheint mir nicht so schräg, wie sie ist. Sie ist für mich der horizontalen angenähert. Nun sind jene vertikalen Linien — der Telegraphenstangen und der Häuser — zur Richtung der Fahrt und der horizontalen Linien des Eisenbahnwagens geneigt. Also sind sie schräg.

Ich sagte, der Empfindungsprozeß sei hier derselbe wie sonst. Ich muß hinzufügen: Auch das primäre Merkmal der Vertikalität ist dabei intakt geblieben. Auch hier verhalten sich die vertikalen Linien zu meinem Rechts und Links gleich. Aber der soeben bezeichnete Umstand lenkt ihm zum Trotz meine Beurteilung ab. — Genau so muß auch die Beurteilung abgelenkt werden, wenn das zweite Merkmal versagt und durch das entsprechende Merkmal der schrägen Linie ersetzt wird.

Im obigen ist schon vorausgesetzt, daß es auch für die horizontale Linie verschiedene Kennzeichen gibt. Auch die horizontale Linie verhält sich zum absoluten Rechts und Links gleich. Sie ist die Gerade, die in gleicher Weise in das Rechts und Links sich hinein erstreckt, und eben damit gegen den Gegensatz des Oben und Unten neutral sich verhält. Sie ist zugleich die Linie der gegen den Gegensatz des Sichaufrichtens und Herabsinkens, des Steigens und Fallens, neutralen Bewegung.

Indessen uns interessiert hier vor allem die schräge Linie. Sie ist wiederum in erster Linie gekennzeichnet durch ihre Stellung zu jenem absoluten Rechts und Links und Unten und Oben. Sie ist weiter gekennzeichnet durch die Winkel, die sie

mit der verticalen und horizontalen Linie einschließt. Sie ist endlich für mich charakterisiert als die Linie, in welcher die Bewegung des Steigens und Fallens mit der zu diesem Gegensatz neutralen, also kurz zur horizontalen Bewegung sich verbindet. Sie ist die Resultante aus diesen beiden Bewegungen. Sie ist als eine steilere oder minder steile gekennzeichnet, je nachdem die eine oder die andere dieser Komponenten überwiegt.

Was nun diese schräge Linie betrifft, so zeigt schon die soeben mitgeteilte Tatsache, daß ihre Beurteilung dadurch abgelenkt werden kann, daß das dritte Merkmal versagt, d. h. daß das Verhältniß des Steigens bzw. Fallens zur horizontalen Bewegung sich verschiebt. Ich sagte: Ich meine bei der Rigidifahrt, ich bewege mich annähernd horizontal. Und ich meine damit zugleich auch die an sich horizontalen, während der Fahrt aber schräggestellten Linien des Eisenbahnwagens annähernd horizontal zu sehen. Dabei bleibt nicht nur wie oben schon gesagt das primäre Merkmal der vertikalen, sondern es bleibt ebenso auch das der schrägen Linie unverändert, d. h. auch die schrägen Linien verhalten sich zu meinem aufgerichteten Körper wie sonst. Aber der Umstand, daß ich an meinem Körper das Ansteigen der Bewegung minder fühle, läßt mich meine Vorwärtsbewegung und demgemäß auch jene schrägen Linien, in deren Richtung ich mich bewege, jenem Merkmal zum Trotz, als annähernd horizontal beurteilen. Es kann also, allgemein gesagt, eine schräge Linie in ihrer Steilheit modifiziert erscheinen, wenn in meinem Gesamteindruck von der Linie das Verhältniß des Steigens zur horizontalen Bewegung modifiziert erscheint, oder noch allgemeiner, wenn in meinem Eindruck die eine oder die andere Komponente der in der Linie für mich liegenden Bewegung stärker heraustritt.

Und nun zur ZÖLLNER'schen Figur. Ich nehme an, die Hauptlinien derselben sind im Winkel von  $45^{\circ}$  geneigt, die Transversalen stehen abwechselnd horizontal und vertikal. Ich beschränke mich aber hier auf ein einziges Liniensystem und zwar wähle ich ein solches, bei welchem die Transversalen horizontal verlaufen.

In der Hauptlinie halten sich dann die beiden Komponenten, das Steigen oder Sichaufrichten und die horizontale Bewegung, objektiv, d. h. soweit ihre Größe abhängig ist von der tatsäch-



lichen Richtung der Linie, das Gleichgewicht. Jetzt fragt es sich, in welchem Verhältnis stehen dieselben für mich.

Darauf gewinnen wir die Antwort, wenn wir auf das achten, was die ZÖLLNER'sche Figur zur ZÖLLNER'schen Figur macht. Die schrägen Linien kreuzen die horizontal stehenden Transversalen. Dies ist das für die Figur Charakteristische und in die Augen Fallende. Nun fragt es sich: Was ist bei diesem Kreuzen das Wesentliche, das Steigen oder die horizontale Bewegung? Die Antwort lautet natürlich: Das Steigen. Soweit die schräge Linie horizontal verläuft, läuft sie ja in gleicher Richtung mit den Transversalen. Sie kreuzt dieselben lediglich vermöge des Umstandes, daß sie nicht bloß horizontal sich erstreckt, sondern steigt. Sie tut es anders gesagt vermöge ihres Gegensatzes zu, oder ihres Heraustretens aus der horizontalen Bewegung.

Das Steigen also ist das Entscheidende. Es ist unter den gegebenen Umständen das der Beachtungsich aufdrängende Moment. Daß die Hauptlinien zugleich den Transversalen gleichlaufen, dieser Gedanke tritt zurück. Es wirkt also in mir das Moment des Steigens in höherem Maße. Daß es in höherem Grade „beachtet“ wird, dies besagt ja eben, daß es eine größere psychische Wirkung übt. Es bestimmt also die Beurteilung der schrägen Linien oder der Steilheit derselben in höherem Grade. Diese muß demgemäß nach der vertikalen Richtung zu abgelenkt erscheinen, genau so und aus völlig analogem Grunde, wie in dem obigen Beispiel die schrägen Linien des in schräger Bewegung begriffenen Eisenbahnwagens nach der Horizontalen zu abgelenkt erschienen. Nun, hierin eben besteht die bekannte, in der psychologischen Literatur so viel behandelte und mißhandelte ZÖLLNER'sche Täuschung.

Die fragliche Täuschung beruht kurz gesagt auf dem Übergewicht des Steigens in meinem Eindruck von der schrägen Linie. Vielmehr sie besteht darin. Die Linie ist für mich eine stärker ansteigende, nämlich stärker ansteigend als die im übrigen gleichen, bei denen aber für einen verstärkten Eindruck des Steigens kein Grund besteht. Ich beurteile sie so. Und soweit mein Bewußtsein von der Richtung der Linie eben in solcher Beurteilung besteht, hat die Linie jetzt für mich tatsächlich die entsprechende Richtung. Die Beurteilung ist eine Täuschung, eine falsche Beurteilung. Aber dies heißt nur, ich beurteile sie



anders, als ich sie beurteilen würde, wenn ich sie nur nach den „objektiven“, d. h. durch die schräge Linie, abgesehen von der Kreuzung, gegebenen Merkmalen, insbesondere nach ihrem Verhältnis zu dem Rechts und Links meines aufgerichteten Körpers, beurteilte. Indem ich die Linie vergleiche mit einer, deren Richtung genau zwischen der vertikalen und der horizontalen steht, finde ich sie davon, genau soweit meine Beurteilung durch das Moment des Steigens bedingt ist, verschieden. Ich finde sie, weil sie in höherem Grade steigt, in höherem Grade der vertikalen, die eben die steigende ist, angenähert.

Diese Beurteilung ist eine Beurteilung auf Grund des subjektiven Übergewichts des Steigens. Auch daran ist nichts Verwunderliches. Immer, wenn wir beurteilen, kommt es nicht nur darauf an, welches objektive Gewicht die in die Beurteilung eingehenden Momente haben, sondern auch wie stark sie in mir wirken. Es verhält sich in dem Punkte auch nicht anders bei der Beurteilung von Menschen. Vielleicht halten die Wohltaten und die Übeltaten, die mir ein Mensch erwiesen hat, objektiv sich das Gleichgewicht. Aber wenn er gestorben ist, so drängen sich mir die Wohltaten stärker auf. Der Verstorbene war also ein „guter“ Mensch. *De mortuis nil nisi bene*. Analog dem Grunde für die Wahrheit dieses Sprichwortes ist der Grund für die ZÖLLNER'sche Täuschung. Im übrigen liegt ja auch schon bei jener Täuschung über die Richtung der Bewegung eines Eisenbahnzuges der Grund in einem solchen subjektiven Übergewicht.

Der Grund der ZÖLLNER'schen Täuschung hat allgemeinere Bedeutung. Ich sehe etwa eine ausgedehnte und begrenzte Fläche. Daneben aber sehe ich eine ausgedehntere, also minder begrenzte. Jetzt fällt mir bei jener die relativ enge Begrenztheit in höherem Grade auf. Dieselbe erscheint mir also enger begrenzt. Im übrigen verweise ich auf die ins einzelne gehende Durchführung meiner Theorie in meinem Buch über „Raumästhetik und geometrisch-optische Täuschungen“. — Warum eigentlich hält sich auch WITASEK an das Paradeferd der ZÖLLNER'schen Figur, statt einmal eine der vielen Täuschungen, die ich zu den aller Welt bekannten hinzugefügt habe, seiner Betrachtung zu unterziehen?

Gehen wir nun aber weiter zu WITASEK's und BENUSSI's Versuchen. Ich gehe meines Weges auf einer leicht ansteigenden

Straße. Dies heißt, ich gehe mit gewisser Anstrengung. Aber die Anstrengung des Steigens ist zu gering, um mir aufzufallen. Ich beurteile also die Straße nicht als ansteigend. Nun fällt aber von einem bestimmten Punkte an die Straße in gleichem Grade. Auch die Erleichterung, die jetzt mein Gehen erfährt, das Abwärtsgezogenwerden würde ich nicht bemerken, wenn ich von vornherein auf einer in solchem Grade fallenden Straße gegangen wäre. Aber den Wechsel bemerke ich. Der Kontrast zum vorangehenden Steigen macht mir das Abwärtsgehen fühlbar. Und jetzt weiß ich auch, daß die Straße nicht im Ganzen horizontal weiter geht. Ich erkenne den Wechsel des relativen Auf und Ab.

Übertragen wir dies auf die ZÖLLNER'sche Figur: Ich nehme jetzt an, die Hauptlinie stehe vertikal. Zugleich sei die Wirkung der schrägen Transversalen so schwach, daß ich die Hauptlinie nicht als schräg stehend beurteile. Auch hier gibt freilich der Umstand, daß die Hauptlinie die schrägen kreuzt, der einen Komponente in der Gesamtbewegung der Hauptlinie, nämlich kurz gesagt, der kreuzenden, ein Übergewicht über die andere, d. h. die mit den Transversalen gleichlaufende Komponente. Ich habe den Eindruck einer Bewegung gegen die Transversalen hin. Nur ist dieser Eindruck nicht so stark, daß er mich die Linie mit Sicherheit als eine schräge beurteilen läßt, sowie bei jener Bewegung auf schräg ansteigender Straße der Eindruck des Ansteigens nicht so stark war, daß er mich die Straße als ansteigend beurteilen ließ. Ich bin in gewissem Grade geneigt sie so zu beurteilen. Aber der Zwang, den das „objektive“ Merkmal der Vertikalität, d. h. seine Beziehung zu meinem Körper, übt, läßt die Neigung nicht zur Tat werden.

Nun nehme ich einen Spiegel zu Hilfe. Ich setze die vertikale Linie vertikal auf die Spiegelebene. Dann sehe ich im Spiegel dieselbe Figur noch einmal, aber umgekehrt. Es gibt also jetzt die Kreuzung der entgegengesetzten Komponente der Bewegung der Hauptlinie das Übergewicht. Es entsteht in mir der Eindruck einer Gegenbewegung. Und nun verspüre ich den Gegensatz. Weder der Eindruck der ablenkenden Bewegung in der realen Hauptlinie, noch der Eindruck der Gegenbewegung in ihrem Spiegelbilde war für sich allein deutlich genug, um meine Beurteilung der Richtung der beiden Linien zu bestimmen. Aber der Wechsel des Eindrucks, der plötzliche Über-



gang, ist genügend deutlich, um mich die beiden Linien als verschieden gerichtet beurteilen zu lassen. Ich beurteile also die Gesamtlinie, die entsteht, indem die objektive Linie im Spiegel sich fortsetzt, als geknickt oder gebogen. Hier habe ich eine der Tatsachen mitgeteilt, durch welche WITASEK meine Theorie widerlegt. Wie man sieht, folgt sie daraus, bestätigt sie also.

Zweitens. Die spezifische Bedingung der ZÖLLNER'schen Täuschung besteht in dem lebendigen Eindruck des Sichkreuzens. Die Hauptlinie einerseits, die Transversalen andererseits, dürfen nicht als in sich selbst verlaufende Linien erscheinen.

Nun mache ich folgenden Versuch. Ich zeichne die Hauptlinien einer ZÖLLNER'schen Figur für sich, ebenso die Transversalen für sich, lege jene Zeichnung links, diese rechts in ein Stereoskop, und vereinige beide binokular, derart, daß die Transversalen sich über die Hauptlinien schieben, und so ein der ZÖLLNER'schen Figur ähnliches Ganze sich ergibt.

Dann ergibt sich doch nicht eigentlich das Bild der ZÖLLNER'schen Figur. Es entsteht insbesondere nicht der volle Eindruck der Kreuzung. Es macht sich ein Wettstreit der Sehfelder bemerkbar. Und dies heißt: Die Hauptlinien einerseits, die Transversalen andererseits erscheinen als gegeneinander relativ selbständige Linien, jede für sich verlaufend. Jene lösen sich von diesen, oder diese von jenen, bald da, bald dort los. Es verschwindet ein Stück der Hauptlinien, so daß die schrägen isoliert sind oder umgekehrt. Vor allem an den Stellen der Kreuzung vollzieht sich da und dort eine Isolierung. Damit ist der unmittelbare räumliche Zusammenhang der sich kreuzenden Linien, das Hindurchgehen der Hauptlinien durch die schrägen, das Darüberhinweglaufen für den unmittelbaren Eindruck, sei es auch nur für Augenblicke, gestört, und demgemäß eine gewisse Neigung gegeben, die Hauptlinien einerseits, die Transversalen andererseits für sich, nicht ausschließlich mit Bezug aufeinander, zu beurteilen. Die notwendige Folge ist die Verminderung der Täuschung.

Daß nun eine solche thatsächlich eintritt, hat wiederum WITASEK gezeigt. WITASEK fand bei seinen Versuchen den Wettstreit „geringfügig“. Dies ist ein relativer Begriff. In jedem Falle habe der Widerstreit die Möglichkeit, die Figur zu erkennen und zu beurtheilen, nicht aufgehoben. Dies genügt WITASEK

zum Beweis, daß die ZÖLLNER'sche Täuschung keine Urteils-täuschung sein könne. Indessen auf das Erkennen und Beurteilen der Figur kommt es nicht an, sondern auf die Unmöglichkeit, die Hauptlinien einerseits, und die Transversalen andererseits als für sich verlaufende Linien anzusehen oder zu beurteilen.

Drittens. Die allererste Voraussetzung der ZÖLLNER'schen Täuschung, und nicht dieser allein, ist nach dem eingangs Gesagten dies, daß wir die Linien und Liniensysteme für sich auffassen und verfolgen, daß sie also vom Grunde mit Sicherheit sich loslösen. Dies nun geschieht um so sicherer, jemehr die Linien ihrer Beschaffenheit nach, insbesondere vermöge des Helligkeitsunterschiedes, vom Grunde sich abheben. Es muß also mit der Größe dieses Helligkeitsunterschiedes die Täuschung wachsen. Daß es in der Tat so ist, hat VITTORIO BENUSSI experimentell festgestellt, und damit auch seinerseits zur Bestätigung der „Urteilsthypothese“ einen Beitrag geliefert. BENUSSI freilich gedachte es böse zu machen.

Endlich: — In der ZÖLLNER'schen Figur kreuzen die Hauptlinien die Transversalen und umgekehrt. D. h. die Figur kann bald mehr im einen, bald mehr im anderen Lichte erscheinen. Da die Urteilsablenkung, in welcher dem Obigen zufolge die Täuschung besteht, nur die kreuzenden, nicht die gekreuzten Linien betrifft, so müssen, je nachdem die Hauptlinien oder die Transversalen als die kreuzenden Linien erscheinen, die Hauptlinien oder die Transversalen aus ihrer Richtung verschoben erscheinen. Gesetzt also, es sollen die Hauptlinien möglichst stark verschoben erscheinen, dann muß dafür Sorge getragen sein, daß diese Hauptlinien in möglichst hohem Grade als die kreuzenden erscheinen, die Transversalen als diejenigen, die von jenen gekreuzt werden.

Dafür nun gibt es verschiedene Mittel. Die Anwendung eines derselben wurde oben bereits vorausgesetzt. Es besteht darin, daß die Transversalen horizontal und vertikal, also die Hauptlinien schräg gestellt werden. Die horizontale und die vertikale Richtung sind die Grundrichtungen. Nach ihnen bemessen wir die schrägen Linien, nicht etwa umgekehrt. Sie sind für die Beurteilung aller anderen Linien die Maßstäbe. Auf sie beziehen wir naturgemäß die schrägen, und beurteilen sie nach ihnen. Dies heißt in unserem Falle: Wir betrachten die



schrägen Hauptlinien als auf die Transversalen zulaufend und sie kreuzend, nicht umgekehrt. Dies ist der Grund, warum bei der bezeichneten Anordnung der ZÖLLNER'schen Figur die Täuschung über die Richtung der Hauptlinien die größte ist.

Die zweite Möglichkeit ist diese. Ich ziehe die Transversalen kräftiger aus. Sie sind dann das Feste, das in sich Beruhende und in sich Verlaufende. Die Hauptlinien dagegen sind das Beweglichere, das auf sie zu und durch sie hindurch Laufende. Wir beziehen naturgemäß in jedem Zusammen von verschiedenen gerichteten stärkeren und schwächeren Linien, unter im übrigen gleichen Umständen, die schwächeren auf die stärkeren. Diese sind die Ausgangspunkte, die Basis, woran jene gemessen werden. Sie sind die Voraussetzung für jene. Dies heißt in unserem Falle wiederum: Die Hauptlinien kreuzen die Transversalen, nicht umgekehrt. Es überwiegt zum mindesten jene Betrachtung über diese. Darin liegt der Grund, warum bei stärker ausgezogenen Transversalen gleichfalls die scheinbare Ablenkung der Hauptlinien größer ist.

Und endlich die dritte Möglichkeit: Ich Sorge dafür, daß die Transversalen vom Grunde stärker sich abheben, daß der Helligkeitsunterschied zwischen Grund und Transversalen größer ist, als zwischen Grund und Hauptlinien. Dann muß wiederum die Ablenkung der Hauptlinien größer erscheinen. Der Grund ist genau derselbe, wie im soeben bezeichneten zweiten Falle. Die Transversalen fallen zunächst in die Augen, und werden so zum festen Ausgangspunkt der Betrachtung.

Für die experimentelle Bestätigung dieser letzteren Konsequenz meiner Theorie bin ich wiederum VITTORIO BENUSSI zu Dank verpflichtet. Dabei mindert mein Gefühl der Dankbarkeit weder der Umstand, daß auch hierdurch wiederum BENUSSI die Urteilshypothese zu widerlegen meint, noch auch der Umstand, daß mir die Tatsache nicht neu war.

Bei weiteren Entscheidungen über die Natur der geometrisch-optischen Täuschungen wird man gut tun alle jene Grundfragen, worin denn eigentlich die Form, Richtung, Horizontalität, Vertikalität, Schrägheit, auch die relative Größe, kurz alle die Dinge, auf welche die Täuschungen sich beziehen, für unser Bewußtsein eigentlich bestehen, recht klar und bestimmt zu stellen.

Und bei weiteren Widerlegungen der „Urteilshypothese“ wird

man gut tun, den Sinn dieser Hypothese scharf sich zu vergegenwärtigen und sicher durchzudenken; auch nicht jede beliebige Urteilshypothese mit jeder beliebigen anderen unterschiedslos zusammenzuwerfen.

Man wird außerdem, wie schon gesagt, bei jeder Betrachtung der geometrisch-optischen Täuschungen gut tun, statt nur immer die bekannten Paradepferde zu reiten, alle Arten dieser Täuschungen sich gleichzeitig gegenwärtig zu halten.

---

Nach Abschluß dieses Aufsatzes gelangte der zweite Teil der BENUSSI'schen Arbeit in meine Hände. Ich freue mich konstatieren zu können, daß in ihm der Urteilshypothese weitere Bestätigungen zu teil werden:

Werden Objekte, die nicht nur in der Form, sondern auch hinsichtlich der Farbe verschieden sind binokular vereinigt, so steigert sich die Gefahr, die nach oben Gesagtem bei der binokularen Vereinigung verschiedener Objekte überhaupt besteht, d. h. die Gefahr, daß dieselben für den unmittelbaren Eindruck sich verselbständigen. Demgemäß fand BENUSSI, als er, nach WITASEK's Vorgang, die Hauptlinien und die Transversalen der ZÖLLNER'schen Figur für sich zeichnete und sie binokular vereinigte, eine Minderung der Ablenkung der Hauptlinien, wenn Hauptlinien und Transversalen verschiedene Farbe hatten. BENUSSI selbst bezeichnet den Grund richtig: Die Hauptlinien und die Transversalen erscheinen weniger „zusammengehörig“.

Weiter fand BENUSSI, als er Figuren mit verschiedener Färbung der Transversalen und der Hauptlinien verglich, daß bestimmte Färbungen der Transversalen die Täuschung steigern. Wiederum bezeichnet BENUSSI den Grund dieser Täuschungssteigerung offenbar richtig damit, daß er diesen Farben eine besondere Aufdringlichkeit zuschreibt. Die Aufdringlichkeit der Farbe der Transversalen kann dieselbe Wirkung üben, wie die „Aufdringlichkeit“, welche die Transversalen dadurch gewinnen, daß sie horizontal bzw. vertikal gestellt, oder dadurch, daß sie stärker ausgezogen sind, oder endlich dadurch, daß sie vom Grunde sich besser abheben.



## V.

## Zur Psychologie der „Annahmen“.

Durch sein Buch über die „Annahmen“ hat sich MEINONG ein nicht geringes Verdienst um die Weiterentwicklung der Psychologie erworben. Ich bitte es als Zeichen meiner Wertschätzung des Buches zu betrachten wenn ich im folgenden zu den „Annahmen“ in wenigen Sätzen Stellung nehme.

1. Die Annahme im eigentlichen und jedermann geläufigen Sinne des Wortes ist das freie Zurgeltungkommen einer (logischen) Forderung eines Vorgestellten, vermöge der Abstraktion von Gegenforderungen. Oder: — Sie ist das durch Abstraktion von Gegenforderungen oder Gegenansprüchen zuwege gebrachte unwidersprochene Dasein eines Geltungsanspruches einer Vorstellung oder einer Beziehung zwischen Vorstellungen für mein Bewußtsein.

Ich mache etwa die Annahme, BACON sei der Verfasser der Dramen SHAKESPEARE'S. Dies heißt: Ich sehe ab von dem, was gegen diese Annahme spricht, mache also diese „Gegengründe“ in meinem Denken unwirksam, und erlebe es nun, daß das in der Vorstellung der Beziehung zwischen BACON und den Werken SHAKESPEARE'S, wie sie durch jene Worte bezeichnet ist, der Möglichkeit nach liegende, sonst aber durch jene Gegengründe negierte Gültigkeitsbewußtsein für mich unwidersprochen besteht und demnach auch zur entsprechenden logischen Wirkung gelangt. Die Annahme als unmittelbares Bewußtseinserlebnis ist hier wie sonst das Gültigkeitsbewußtsein oder Bewußtsein der Objektivität, an dem zugleich das Bewußtsein haftet, daß es durch meine Abstraktion von Gegenforderungen oder Gegengründen zuwege gebracht sei. Sie ist das Bewußtsein dieser subjektiv bedingten Geltung oder Objektivität oder sie ist das Urteil mit dem Bewußtsein dieser subjektiven Bedingtheit.

Vorausgesetzt ist für das Verständnis dieser Bestimmung der Annahme einmal die Einsicht, daß jede Vorstellung eines möglichen oder denkbaren Gegenstandes, an sich betrachtet, die Gültigkeit in sich trägt, oder daß jeder vorgestellte mögliche oder denkbare Gegenstand der Tendenz nach Gegenstand des Objektivitätsbewußtseins ist. Ich könnte auch sagen, daß jeder vorgestellte und denkbare Gegenstand an sich Gegenstand eines

Existenzialurteils, und jede vorgestellte und denkbare zeiträumliche Beziehung zwischen Gegenständen an sich Gegenstand eines die Tatsächlichkeit dieser Beziehung bejahenden Urteils ist. Diese Tendenz kann sich verwirklichen und verwirklicht sich demgemäfs, wenn ich die negierenden Gegentendenzen, oder der Tendenz nach vorhandenen Gegenurteile, durch Abstraktion aufser Wirkung setze. So entsteht die Annahme. Für das Nähere über jene Tendenz verweise ich auf meine Schrift „Vom Fühlen, Wollen und Denken“ 1902 S. 61 ff.

Zweitens ist für das Verständnis jener Bestimmung des Wesens der Annahme vorausgesetzt die Einsicht in das Wesen der Abstraktion. Davon hier nur dies: Dafs ich von den Gegenständen „abstrahiere“, dies sagt weder, dafs ich sie verneine, noch, dafs sie für mich gar nicht mehr bestehen. In jenem Falle träte an die Stelle der Annahme die Gewifsheit, dafs das Angenommene gelte, in diesem der blinde Glaube daran. Und auch dies, dafs die Gegenstände durch die Abstraktion „aufser Wirkung gesetzt“ seien, gilt nur in bestimmtem Sinne: Dieselben sind aufser Wirkung gesetzt, sofern sie nicht mehr hindern, dafs das Geltungsbewusstsein zu stande komme. Aber sie hindern immerhin, dafs dasselbe zum Wissen oder Glauben wird. Die „Gegenstände“, so können wir sagen, sind für mich da, aber als solche, von denen ich abstrahiere, und von denen ich abstrahieren mufs, wenn das Gültigkeitsbewusstsein entstehen soll.

Dies Gültigkeitsbewusstsein ist ebendamt eigener Art. Es ist ein Gültigkeitsbewusstsein und es ist auch wiederum keines. Das Gültigkeitsbewusstsein besteht nicht als objektiv begründetes. An die Stelle der subjektiven Begründung ist das objektive Tun, nämlich eben das Abstrahieren getreten. Das Geltungsbewusstsein besteht nicht durch die Wirklichkeit oder die Gegenstände, sondern durch mich. Diesen Sachverhalt erkenne ich unmittelbar an, nicht nur durch das Wort „Annahme“ — Ich nehme an, dafs etc. — sondern auch durch andere Wendungen. Ich sage nicht: Dafs  $A$   $B$  ist, gilt, sondern: Es soll gelten. Oder kürzer:  $A$  sei  $B$ . — Über die „Abstraktion“ vergl. meine Abhandlung „Über psychische Absorption“ in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie, philos. philolog. Klasse 1901, Heft IV.

MEINONG sagt, die Annahme sei „ein Urteil ohne Überzeugung“. So wird sich die Annahme in der Tat definieren



lassen. Unter „Urteil“ versteht dann MEINONG das Dasein des Gültigkeitsbewußtseins überhaupt. Unter der Überzeugung das Bewußtsein seines objektiven Begründetseins.

2. Die Annahme, von welcher hier die Rede ist, so betont MEINONG mit Recht, findet statt in jedem hypothetischen Urteil. „Wenn *A* noch lebte, so würde er gegen diesen Mißbrauch seines Namens Einsprache erheben.“ Dies heißt: Ich nehme an, *A* lebe; und nun erlebe ich es, daß die annahmsweise anerkannte oder auf dem Wege der Abstraktion für mich gültig gewordene Vorstellungsverbindung, daß *A* lebe, die erfahrungsgemäße Forderung des *A* in sich schließt in dieser bestimmten Weise, nämlich als Einspruch erhebend, determiniert zu werden. MEINONG sagt schließlich vom hypothetischen Urteil: Was man gewöhnlich so zu nennen pflege, sei seiner eigentlichen Natur nach gar kein Urteil, sondern ein Schluß. Wie ich diese Einsicht vor Jahren auszudrücken pflegte, dafür verweise ich auf meine „Grundzüge der Logik“, S. 66.

Daß ich auch in der Abweisung der Theorie, die das hypothetische Urteil als ein Urteil über eine Zusammenhangsrelation bezeichnet, mit MEINONG übereinstimme, zeigt S. 65 dieses Buches. Nebenbei bemerkt haben diese „Grundzüge der Logik“ mit MEINONG's Buch über die Annahmen auch dies gemein, daß in ihnen nicht mit wünschenswerter Deutlichkeit das Logische von dem außerlogisch Psychologischen geschieden ist. Auf MEINONG's „Psychologismus“ komme ich nachher noch mit einem Worte zurück.

3. Ein spezieller Fall der Annahme liegt vor in der Antizipation des Erstrebten. Zunächst beim Wirklichkeitsstreben, oder Streben, daß ein vorgestellter Gegenstand wirklich sei. Diese Antizipation ist die gedankliche Vorausnahme der erstrebten Wirklichkeit oder das sich Hineinversetzen in den Gedanken, das Erstrebte sei wirklich. Auch sie kommt zu stande, indem ich von dem, was dem Urteil, das Erstrebte sei wirklich, entgegensteht, oder noch entgegensteht, also diese Wirklichkeit negiert, abstrahiere. Durch solche Abstraktion mache ich den Gegenstand, solange die Abstraktion dauert, für mich zu einem wirklichen.

Diese Antizipation ist bei jedem Wirklichkeitstreben möglich, Sie gehört aber sowenig zum Tatbestand des Wirklichkeitsstrebens selbst, daß vielmehr in ihr das Wirklichkeitsstreben als

aktuelles Streben nicht mehr besteht. — Über diese Antizipation vergl. die Schrift „Vom Fühlen, Wollen und Denken“ S. 41 f. und 85 f.

4. Über den bisher angenommenen, wie mir scheint, allein dem Sprachgebrauch entsprechenden Sinn des Wortes „Annahme“ geht nun MEINONG im weiteren Verlaufe seiner Betrachtungen hinaus. Wie dies motiviert werden kann, ergibt sich aus oben Gesagtem: Die Annahmen sind, allgemeiner gesagt, subjektiv bedingte und mit dem Bewußtsein der subjektiven Bedingtheit verbundene Urteile. Gesetzt, wir legen diese allgemeinere Definition zu Grunde, dann kommen weiterhin als Annahmen in Betracht alle mit dem Bewußtsein der subjektiven Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit, Gewißheit verbundenen Urteile.

Diese aber zerfallen wiederum in zwei Gattungen. Eine erste Gattung entsteht, wenn Gründe für und wider ein Urteil mir bekannt sind, ich aber vorzugsweise auf die Gründe für oder die Gründe wider das Urteil achte, die Gegengründe dagegen weniger zu Worte kommen lasse. Vorausgesetzt ist auch dabei, daß ich von dieser subjektiven Bedingtheit meines Urteils ein Bewußtsein habe. Dies kann aber geschehen. Ich sage vielleicht ausdrücklich: Wenn ich die Sache von dieser Seite betrachte, so scheint sie mir möglich, wahrscheinlich, zweifellos; wenn ich sie von der anderen Seite betrachte, so fühle ich mich zu der entgegengesetzten „Annahme“ hingezogen. Diese Annahme ist doch nicht eine Annahme im obigen Sinne.

Es braucht wohl nicht ausdrücklich betont zu werden, daß dies Bewußtsein der subjektiv bedingten Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit, Gewißheit qualitativ verschieden ist von dem Bewußtsein der objektiven Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit, Gewißheit. Im übrigen vergl. V. F. W. u. D. S. 72 f.

5. Diesen subjektiv bedingten Urteilen sind verwandt, aber doch nicht gleich, die „Geneigtheiten zu glauben“, von denen ich in der soeben wiederum erwähnten Schrift auf S. 70 ff. eingehender rede. Bei diesen „Geneigtheiten“ gewinnt eine Forderung oder eine Urteilstendenz das Übergewicht über eine ihr entgegenstehende vermöge der besonderen Stellung, welche der Gegenstand des Urteils im gesamten psychischen Lebenszusammenhang einnimmt. Vier Faktoren unterscheide ich hier: 1. Die Vorstellung des Gegenstandes ist getragen von einem „positiven Wertinteresse“. 2. Sie ist getragen von einem nega-



tiven Wertinteresse. 3. Sie hat eine überwiegende „dispositionelle Energie“. 4. Sie ist die Vorstellung eines Neuen, Seltsamen, Außerordentlichen, also eines mit den Gewohnheiten des Vorstellens oder Denkens, Kontrastierenden. Die „Annahmen“ sind je nachdem ein Hoffen, oder ein Fürchten, oder sie sind gewohnheitsmäßige Annahmen, oder sie sind Geneigtheiten an das Neue, Seltsame, Außerordentliche zu glauben. Auch hier kann ich das Bewußtsein der Subjektivität meines Urteils haben: Ich fühle mich zum Glauben hingezogen, obgleich ich weiß, daß ein Grund dafür eigentlich nicht besteht.

6. Wiederum hiermit verwandt und doch wiederum davon verschieden sind die Geneigtheiten zu glauben, was Andere behaupten, das „Annehmen“ oder „Hinnehmen“ auf Autorität. Auch diese Annahme kann den Charakter des Urteils ohne Überzeugung haben; d. h. sie kann vom Bewußtsein der subjektiven Bedingtheit begleitet sein. Man suggeriert etwa einer suggestibeln Person, daß sie irgend etwas Ehrenrühriges getan habe. Sie sträubt sich dagegen, aber sie verspürt die Macht der Suggestion. So kann auch der völlig Normale eine Nötigung verspüren, einer Behauptung Glauben zu schenken, obgleich er im Grund das Gegenteil weiß. Auch er fühlt die Macht der „Suggestion“. Vergl. V. F. W. u. D. S. 90f. und Suggestion und Hypnose.

7. Wertvoll ist die Anerkennung MEINONG's, im negativen Urteil,  $A$  ist nicht  $B$ , sei  $A$  nicht bloß als  $B$  vorgestellt, sondern diese Vorstellung schliesse zugleich ein Weiteres ein. Aber daß ich bei Fällung jenes negativen Urteils „annehme“,  $A$  sei  $B$ , und dann diese Annahme verneine, kann nicht gesagt werden. Das fragliche negative Urteil ist das von mir erlebte (objektive, logische) Verbot — nicht etwa  $A$  als  $B$  vorzustellen, sondern die Determination  $B$  als dem  $A$  objektiv zugehörig zu betrachten. Das Verbietende sind normalerweise die mir bekannten Tatsachen. Das Bewußtsein eines solchen Verbotes setzt aber voraus eine Tendenz des Zuwiderhandelns, d. h. eine Tendenz, dem  $A$  die fragliche Determination zuzuerkennen, kurz eine Tendenz,  $A$  als  $B$  zu beurteilen. Wir können auch sagen: Es setzt einen Gültigkeitsanspruch dieser Determination voraus. Aber dieser Gültigkeitsanspruch braucht mir nicht als solcher zum Bewußtsein zu kommen. Er liegt nur implizite, nämlich als negierter, im Bewußtsein jenes Verbotes. Vergl. V. F. W. u. D. S. 64f.

Dazu können wir hinzufügen: Ein analoger Gültigkeitsanspruch liegt auch in jedem Gewissheitsurteil. Sage ich, *A* sei gewiß oder zweifellos *B*, so gebe ich zu verstehen, daß in meinem affirmativen Urteil die Tendenz des entsprechenden negativen Urteils, oder der Gültigkeitsanspruch anderer mit *B* unverträglicher Determinationen des *A* negiert sei. Vergl. V. F. W. u. D. S. 68.

8. In diesen Zusammenhang gehören auch die „negativen Empfindungen“ und die „negativen Erinnerungen“. Die negative Empfindung ist der gegenwärtige Gesamtempfindungstatbestand, sofern er die Tendenz eines vorgestellten Gegenstandes, als wirklicher Gegenstand sich zu gebärden, oder die in ihm liegende „Wirklichkeitstendenz“, negiert. Ich „empfinde“ Stille oder Schmerzlosigkeit, dies heißt: Ich stelle mir Geräusche bzw. Schmerzempfindungen vor und ordne sie in den Zusammenhang meines gegenwärtigen Erlebens ein, determiniere dieses als dergleichen in sich schließend, und erlebe es nun, daß der in dieser Determination eo ipso liegende Gültigkeitsanspruch durch den gegenwärtigen Gesamtempfindungstatbestand negiert wird, oder daß mir „verboten“ wird, diesem Anspruch zu genügen.

Analoges gilt von der Erinnerung, daß ich gestern einen Gedanken nicht gehabt, oder eine Tat nicht getan habe. Was hier negiert oder verbietet, ist mein tatsächliches gestriges Erleben. Hier, wie im vorigen Falle, würde ich das Verbot nicht als solches erleben ohne die Tendenz des Zuwiderhandelns oder ohne jenen Geltungsanspruch. Vgl. Suggestion und Hypnose S. 430.<sup>1</sup>

Anders steht es mit dem negativen Begriff, etwa „Nichtrot“. Ich habe diesen Begriff, dies heißt: Ich habe das Wort, und habe das Bewußtsein, der Sprachgebrauch fordere von mir die Vorstellung einer Qualität, verbiete mir aber zugleich diese Qualität als Rot näher zu bestimmen. Dies Verbot ist aber nicht ein logisches, sondern ein an mein Wollen gerichtetes. Vgl. darüber die Schrift über „Einheiten und Relationen“ S. 68 f.

Die Vorstellung endlich des Nichtrot ist die abstrakte Allgemeinvorstellung einer Qualität überhaupt, wobei ich mir selbst verbiete, diese Qualität als rot näher zu bestimmen; oder sie

---

<sup>1</sup> *Sitzungsberichte der philos. und philol. Klasse der Münchener Akad. d. Wiss.* 1897, 2 (3).



ist jene Vorstellung, mit der Absicht, diese Qualität nicht in solcher Weise näher zu bestimmen. Diese negative Absicht, dies Selbstverbot, dies Nichtwollen ist ein besonderes Bewußtseins-erlebnis neben der positiven Absicht. Das Nichtwollen steht dem Wollen, das Widerstreben dem Streben gegenüber, wie die Verneinung der Bejahung, und analog, wie die Lust der Unlust. Vgl. V. F. W. u. D. S. 42ff.

9. Von hier aus kann die Betrachtung nach verschiedenen Richtungen weiter gehen. Ich setze etwa in einer Rechnung irgend welchen komplizierten Ausdruck  $= M$ . Dies kann man wiederum eine „Annahme“ nennen. Aber diese Annahme hat mit den „Urteilen ohne Überzeugung“ nichts zu tun. Sie ist zunächst eine willkürliche Annahme, also ein Willensakt. D. h. ich entschliefse mich, das  $M$  jenen Ausdruck repräsentieren zu lassen, oder mit dem  $M$  diesen Ausdruck zu meinen: Dies „Meinen“ bezeichnet eine eigene apperzeptive Beziehung zwischen dem  $M$  und dem Ausdruck, eine durchaus eigenartige Apperzeptionstatsache, kurz eine eigenartige „Relation“. Diese stelle ich, und zwar zunächst willkürlich, her oder fest.

In der Folge bin ich dann oder fühle ich mich an diese meine „Feststellung“ gebunden oder durch sie bestimmt.  $M$  hat jetzt für mich diese Bedeutung, es „meint“ den Ausdruck tatsächlich oder objektiv. Das Bewußtsein davon ist eine Art des Urteils. Es ist ein Bewußtsein einer objektiven Zusammengehörigkeit. Aber es ist ein Urteil ganz eigener Art, kein Tatsachenurteil. Es ist die Anerkennung nicht eines objektiven Tatbestandes, sondern meines Entschlusses. Es ist das Wirkenlassen desselben in mir. Man kann dasselbe wiederum eine Annahme nennen. Aber es ist eine Annahme, bei welcher — nicht die Überzeugung fehlt, sondern der Begriff der Überzeugung, der eben ein logischer ist, gar keine Stelle findet. Es ist eine Art von Verpflichtungsbewußtsein, vergleichbar dem Bewußtsein der Verpflichtung, ein Versprechen zu halten.

Und wie ich mich durch den einmal gefaßten Entschluß binden lasse, so wird auch der Leser der Rechnung sich dadurch binden lassen oder daran binden. Auch er „nimmt“ die Gleichsetzung des  $M$  mit dem komplizierten Ausdruck „an“. Hierin liegt ein gleichartiger Sachverhalt.

So nehme ich die bestimmte Bedeutung des  $\sqrt{-1}$  an, d. h. ich binde mich daran in meinem Rechnen. Ebenso nehme ich

allerlei sonstige willkürlich gesetzte Symbole an und operiere geistig damit als mit feststehenden Tatsachen.

Hiermit ist eine zweite Hauptklasse von Annahmen bezeichnet. Offenbar haben sie mit den Annahmen, von welchen zuerst die Rede war, gar nichts zu tun. Sie gehören einer völlig anderen Sphäre des psychischen Lebens an.

Jenes Meinen, von dem vorhin die Rede war, kann uns hinführen zu MEINONG's Meinung, daß in jeder Vorstellung eines Gegenstandes eine Annahme liege. Es ist gewiß zu billigen, daß MEINONG statt der „Vorstellung“ eines Gegenstandes lieber das „Denken“ desselben setzen will. Das Vorstellen ist zunächst das Haben eines Bildes. Das „Vorstellen eines Gegenstandes“ dagegen ist das Apperzipieren des durch das Bild „Vorgestellten“, d. h. Repräsentierten, kurz Gemeinten. Und dies Letztere wird gewiß richtiger Denken genannt. Ich „stelle“, so sage ich, jenes mir von innen und außen wohlbekannte Haus vor, oder ich stelle eine mathematische Linie, etwa eine Gerade vor, oder gar: Ich stelle den unendlichen Raum vor. Hier ist völlig deutlich, daß ich nichts von allem dem vorstelle, d. h. daß weder das mir bekannte Haus, noch die mathematische Linie, noch gar der unendliche Raum mir als Bild vorschwebt. Sondern was mir so vorschwebt, ist etwas völlig Anderes, ein verwaschenes Bild, das mit einem Hause herzlich wenig Ähnlichkeit hat, eine leidlich gerade Linie von dieser oder jener Farbe und Dicke, irgend ein endliches Stück Raum. Diese „stellen“ das „vor“ d. h. sie repräsentieren das, was ich angeblich „vorstelle“. Es ist einleuchtend, daß wir für dies letztere Vorstellen einen anderen Namen wählen sollten. Und der Name Denken ist dazu wohl geeignet.

Dies Denken — oder Meinen — nun faßt MEINONG, weil es über das Vorstellen in seinem eigentlichen Sinne hinaus geht, mit unter den Begriff der Annahme. Es erscheint ihm als etwas zwischen dem Vorstellen und dem Urteilen Liegendes.

Daran scheint etwas Wahres. Es liegt im Vorstellen oder Denken des Gegenstandes eine Art von Objektivität. Ich stelle mir etwa einen goldenen Berg vor. Auch hier ist, was ich mir vorstelle, d. h. was mir als Bild vorschwebt, kein goldener Berg, sondern ein vermutlich sehr dürftiger Repräsentant desselben. Aber damit ist ein goldener Berg gemeint. Und dies heißt: Es sollte oder müßte mir eigentlich jetzt der „Gegenstand“,



d. h. ein richtiger goldener Berg vorschweben, dieser Gegenstand fordert oder erhebt den Rechtsanspruch, an der Stelle des dürftigen Bildes da zu sein; das was mir als Bild vorschwebt, „gilt“ nicht, sondern es gilt das damit Gemeinte. Indessen, dieser Rechtsanspruch des Gegenstandes an die Stelle des Bildes zu treten, oder diese Geltung des Gegenstandes, hat nun doch mit einer Annahme, oder einem „Urteil ohne Überzeugung“ nichts zu tun. Ich nehme eben doch, indem ich mir einen goldenen Berg „vorstelle“, nicht an, daß es etwas dergleichen gebe. Sondern ich stelle mir ihn einfach vor, oder denke ihn mir. Und auch die Beziehung zwischen dem Bilde und dem Gegenstand steht in keiner Analogie mit der Beziehung zwischen Subjekt und Prädikat eines Urteils. Das Meinen ist, wie schon gesagt, eine Beziehung völlig eigener Art. Ich verweise hier auf die Schrift über „Einheiten und Relationen“ S. 69.

11. Völlig widersprechen muß ich endlich MEINONG, wenn er die Einfühlung und das Bewußtsein der ästhetischen Realität mit den „Annahmen“ in Beziehung bringt. Wenn in der Marmorstatue, die da vor mir auf einem Sockel steht, ein Mensch dargestellt ist, so nehme ich doch nicht an, daß da vor mir ein Mensch stehe, sondern ich bin von jeder solchen Annahme soweit als nur möglich entfernt. Ich erlebe das innere Tun dieses Menschen und die Weise, wie ihm nach Aussage der Statue zu Mute ist. Ich erlebe es in der Betrachtung, d. h. nicht als der Mensch, der ich sonst bin, sondern lediglich als der Betrachtende, und in der Betrachtung des Kunstwerkes Aufgehende. Ich erlebe oder fühle es. Dies Erleben oder Fühlen, dies „Mitmachen“ oder diese innere Nachahmung aber gehört einer völlig anderen Sphäre des psychischen Lebens an als das Urteilen, Glauben, Annehmen, daß etwas sei. Es ist sogar für diese ästhetische Einfühlung, oder dies gefühlsmäßige Bejahen in allererster Linie Bedingung, daß jeder Gedanke an ein intellektuelles Bejahen oder Verneinen ausgeschaltet ist. Die ästhetische Betrachtung ist ihrer Natur nach ein Heraustreten aus der Region der Annahmen, und Hineintreten in die vollkommen anders geartete Region des unmittelbaren Erlebens. Die ästhetische Einfühlung ist sowenig eine Annahme, als Hunger und Durst, die ich jetzt fühle, Annahmen sind.

Und so wie ich mich zum Inhalte des Kunstwerkes verhalte, so verhält sich der Künstler dazu. Auch er „nimmt“

nichts „an“. Er „fingiert“ auch nichts. Sondern er gestaltet etwas in seiner Phantasie, und erfüllt die Gestalten mit seinem Leben. Er lebt in ihnen, lebt ihr Leben mit, kurz fühlt sich in sie ein, oder ist in sie eingefühlt.

Die Anschauung, daß die Einfühlung eine Art der Annahme sei, drückt MEINONG auch dadurch aus, daß er das Eingefühlte als Phantasiegefühl und Phantasiebegehrung bezeichnet. Dazu bemerke ich: Phantasie ist doch wohl die Fähigkeit, Vorstellungen zu haben, die bloße Vorstellungen sind, d. h. weder Empfindungen oder Wahrnehmungen oder jetzt erlebte Gefühle und Begehrungen, noch Vorstellungen, die mit dem Bewußtsein der Wirklichkeit des Vorgestellten verbunden sind. Danach wären Phantasiegefühle und Phantasiebegehrungen solche Gefühle und Begehrungen, die sich zu den jetzt erlebten oder den als irgendwo wirklich gedachten verhalten, wie sich etwa ein Phantasieschloß, das ich mir jetzt willkürlich vorstelle, sich verhält zu einem, das ich sehe, oder von dessen Existenz ich aus Erinnerung oder Mitteilung Kenntnis habe.

Von solchen Phantasiegefühlen und Phantasiebegehrungen sind aber aufs bestimmteste zu unterscheiden die Gefühle und Begehrungen, die ich jetzt tatsächlich habe oder fühle, nur daß sie nicht auf Wirkliches, sondern auf Phantasiegegenstände sich beziehen, also die realen Gefühle und Begehrungen angesichts einer nur für die Phantasie bestehenden Welt. Solcher Art aber sind die Gefühle und Begehrungen, die ich in der ästhetischen Betrachtung erlebe.

Aber ich fürchte nun, MEINONG scheidet dies beides nicht. Er läßt in dem Namen Phantasiegefühle und Phantasiebegehrungen die Gefühle und Begehrungen, die selbst nur für die Phantasie bestehen, und die realen Gefühle und Begehrungen, die auf Phantasiegegenstände sich beziehen, ineinanderfließen. Nur unter dieser Voraussetzung verstehe ich seine Stellungnahme zur Einfühlungsfrage.

Die Ansicht, der zufolge Einfühlung ein reales Fühlen, ein tatsächliches Erleben eines Strebens, Tuns und Erleidens, einer Freude oder Trauer ist, bezeichnet MEINONG als „Aktualitätsansicht“. Diese, meint MEINONG, habe WITASEK in seinem Aufsatz „Zur psychologischen Analyse der Einfühlung“ (*diese Zeitschrift* 25, S. 1 ff.) widerlegt. Ich erwidere darauf zunächst, daß WITASEK in seinem Aufsatz allerdings Mißverständnisse der Aktualitätsan-



sicht, oder der „Einfühlung“, die keiner Widerlegung bedürfen, abgewiesen hat, daß er aber von der einzig möglichen Aktualitätsansicht überhaupt nicht redet.

Diese Aktualitätsansicht konstatiert eine Tatsache, die bei mir in jedem Falle stattfindet. Um wiederum einmal die Säule als Beispiel heranzuziehen: Ich fühle mich strebend in der Säule. Hier ist jedes Wort in voller Strenge zu nehmen: Ich stelle mir nicht vor, oder phantasiere, daß ich dies Streben fühle, sondern ich fühle es tatsächlich. Und ich fühle es in der Säule und nirgendwo sonst. Ich fühle weder mich strebend neben oder angesichts der Säule, noch fühle ich die Säule strebend, sondern mein Streben und das Streben der Säule sind Eines. Ich erlebe mich in diesem Streben schlechterdings mit der Säule identisch. Und das Streben existiert nur als dies Eine und Selbe. Es hat kein Dasein, außer sofern ich der Säule betrachtend hingegeben bin. In dieser Betrachtung der Säule, oder in der Säule, sofern ich sie betrachte, als etwas an die Säule, die ich betrachte, Gebundenes, als etwas ihr Zugehöriges erlebe ich mein Streben.

Dagegen ist für WITASEK dieses Streben ein nur vorgestelltes. Es ist dies in der Theorie oder der Theorie zuliebe. In der Praxis der ästhetischen Anschauung wird es sich wohl für WITASEK nicht anders verhalten als für mich.

Dieser „Vorstellungsansicht“ nun stellt MEINONG seine „Annahmeansicht“ gegenüber. Damit verbessert er die Sache, da ja die Annahme mehr sein soll als die bloße Vorstellung. Aber sowenig ich mir vorstelle, daß ich in der Säule ein Streben fühle, sowenig nehme ich Dergleichen an. Sondern ich fühle es. Für das Weitere verweise ich auf meine demnächst zu veröfentlichende „Ästhetik“.

12. Ich deutete vorhin schon an, was mir als ein Grundübel des MEINONG'schen Buches erscheine. Sowie das Ästhetische, so ist auch das Logische nicht von den anderweitigen Sphären des Psychischen genügend scharf geschieden. Am deutlichsten zeigt sich dieser falsche Psychologismus — der wahre schließt die denkbar schärfste Scheidung in sich — in einem Satze wie: Ein Urteil ist jederzeit ein Tun im Gegensatz zum Erleiden. In Wahrheit ist das Urteil weder ein Tun noch ein Erleiden, sondern es steht völlig außerhalb dieses Gegensatzes. Das Urteilen oder der Vorgang des Urteilens kann ein Tun, es kann aber eben-

sowohl ein Erleiden sein. Auch hierfür verweise ich auf die öfter erwähnten Schriften.

Mit dieser Nichtunterscheidung des Logischen vom außerlogisch Psychologischen stimmt es überein, wenn MEINONG den Gegensatz des Motivs und Motivats aufs Logische überträgt. Auch diese Begriffe stehen absolut außerhalb des Logischen. An die Stelle tritt hier der völlig anders geartete Gegensatz von Grund und Folge.

Hieran knüpfe ich noch eine Bemerkung, die — nicht mehr zur Psychologie der Annahmen, wohl aber in den Zusammenhang dieser letzteren Bemerkungen gehört. In seinem zu dicken, davon abgesehen aber vortrefflichen Buche „Logische Untersuchungen“ reiht mich HUSSERL unter die „Psychologen“. Ich bemerke dazu: Ich bin Psychologist — nicht sowohl gegenüber den Logikern als gegenüber den Psychologen, nämlich gegenüber denjenigen, die meinen, man könne Psychologie treiben ohne überall auch die logischen und ebenso die ästhetischen und ethischen Tatsachen — da sie doch nun einmal psychische Tatsachen sind — im Auge zu haben. Ich bin es nicht in dem Sinne, daß ich die Selbständigkeit dieser Tatsachen leugne. Ich sehe vielmehr in der strengsten Scheidung insbesondere des Logischen vom außerlogisch Psychologischen eine der wichtigsten Aufgaben der Psychologie. Die Psychologie ist das Allumfassende. Auch die Logik — beruht nicht auf Psychologie, sondern sie gehört dazu. Auch die Logik HUSSERL's. Dies kränkt HUSSERL vielleicht. Aber für mich ist nun einmal HUSSERL auch in seinen „Logischen Untersuchungen“ ein, noch dazu recht ernst zu nehmender Psychologe.

*(Eingegangen am 20. Oktober 1902.)*

---